

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **45 (1989)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Altägyptische Weisheit. Lehren für das Leben, eingeleitet, übersetzt und erläutert von Hellmut Brunner, Artemis (Die Bibliothek der Alten Welt), Zürich-München 1988, 528 S., Fr. 72.–

Der von Hellmut Brunner bearbeitete Band schliesst eine seit Jahren bestehende Lücke. Zwar können gerade die ägyptischen Lebenslehren, «(neben der bildenden Kunst) der wohl reinste Ausdruck des ägyptischen Welt- und Menschenbildes» (der Verfasser im Lexikon der Ägyptologie, III, 967f.), über die Fachägyptologie hinaus ein besonderes Interesse der Theologie und Alttestamentlichen Wissenschaft, weiterer Nachbardisziplinen sowie eines breiteren Publikums beanspruchen, doch existierte bislang keine Ausgabe, die alle einschlägigen Quellen in Übersetzung und unter Aufarbeitung der modernen Forschung bot. Der vorliegende Band gibt nun die erste Zusammenstellung aller heute bekannten siebzehn (ganz oder teilweise) erhalten Lebenslehren sowie etwa zwanzig weitere verwandte, bzw. «weisheitlich» geprägt Texte (Grabinschriften, Autobiographien, Spruchdichtung, Briefe u. ä.), die sich zeitlich von der Mitte des 3. Jt.s v.Chr. (Djedefhor) bis ins 3. nachchristliche Jh. (Lehren des Silvanus) erstrecken, und löst damit die seit langem veraltete Ausgabe F. W. von Bissings (*Ägyptische Lebensweisheit*, 1955) ab.

Von besonderem Wert ist neben der sorgfältigen Übersetzung der reichhaltige Kommentar, der umfangmässig rund die Hälfte des Buches ausmacht (zum Vergleich von Bissing: ein Fünftel). Eine umfassende Einführung (11–98) macht mit der literarischen Gattung «Lehre» an sich und ihrer Entwicklung, mit Abfassung und Form der Texte, ihrer Tradierung und Wirkung vertraut; inhaltlich ausführlicher mit dem Menschen- und Gottesbild, das in ihnen zum Ausdruck kommt. Hinzu tritt eine Einleitung zu jeder einzelnen Quelle (insgesamt 70 Seiten), die spezifische Probleme der Überlieferung der Texte, ihrer geistesgeschichtlichen Situierung und thematischen Akzente, hervorhebt. Eine Fundgrube für das Verständnis von schwierigen oder inhaltlich besonders bemerkenswerten Stellen stellt schliesslich der ausführliche Anhang (427–523) dar, der auch Sekundärliteratur und bisherige Übersetzungen verzeichnet.

Durch die Sammlung aller einschlägigen Quellen in einem Band ist es bequem möglich, die vielfältigen Wandlungen, denen ägyptisches Leben, Denken und Theologisieren im Lauf der Geschichte unterworfen war, zu verfolgen und nachvollziehen. Aus den verschiedenen Bereichen, die einen Einblick in die ägyptische Geisteswelt erlauben (Bewältigung des Alltags, Charakterisierung von Menschen, das Problem von Erziehung und Erziehungsfähigkeit, Stellenwert des Königtums usw.) sei als für den Theologen wohl interessantester Punkt die Veränderung des Bildes herausgegriffen, das die Lehren von Gott und der menschlichen Existenz in der Welt hatten: von der durch die Weltordnung (*Maat*) bestimmten, ruhigen Welt des Ptahhotep (um 2300 v. Chr.), die dem Willen Gottes entspricht und in der sich Erfolg und Misserfolg nach dem eigenen Handeln richten, hin zu der unsicheren, ja bösen des ptolemäischen Papyrus Insinger, in welcher der Zusammenhang zwischen dem Tun eines Menschen und seinem Schicksal aufgehoben ist, Gott nach freiem Willen Gnade zusagen oder abschlagen kann, und dem Frommen als Lebenshaltung nichts anderes bleibt als sich «in die Arme Gottes zu setzen» (Lehre des Amenemope), auf Gott zu vertrauen.

Viele der dann in den Proverbien, bei Hiob und Qohelet zentralen Themen stehen somit schon in den ägyptischen Lehren im Mittelpunkt, so der Tun-Ergehen-Zusammenhang und seine Bezweiflung, die Verborgenheit Gottes und seines Handelns, Recht und Unrecht. Daher hat auch für den Theologen die Beschäftigung mit ihnen «keineswegs nur historische Gründe», sondern führt fast ständig «auch an das Alte Testament heran und zugleich in das Fragen nach der

Bedeutsamkeit weisheitlichen Denkens überhaupt und auch für heutige Menschen hinein» (H. D. Preuss, Einführung in die alttestamentliche Weisheitsliteratur, 1987, 23).

Den engeren Beziehungen zwischen ägyptischer und israelitischer Weisheit nachzugehen, kann darüber hinaus zwar nicht die Aufgabe des Bandes sein (89). Doch bringt es der sehr weite Horizont H. Brunners mit sich, dass sich die Auseinandersetzung mit dem biblischen Schrifttum – nicht immer explizit – durch den ganzen Kommentar hindurchzieht.

Auf den ägyptischen Einfluss auf biblisches und frühchristliches Schrifttum wird hingewiesen 88f., 157 (Cheti – Jesus Sirach), 234 (Amenemope), 416ff. (frühchristliche Literatur). Der Anhang verzeichnet eine ganze Reihe von Parallelen; 441 (Gen 50,26; Jos 24,29; Ri 2,8), 441 (Prv 11,11), 463 (Prv 2,16–19; 5,1–14; 6,20–35), a.a.O. (Mt 6,5–6, vgl. I Kg 18,27f.), 467 (Prv 16,1), 469 (Prv 27,1; Mt 6,34), 480 (Ps 69,29), 482 (AT u. Röm 9,21), 486; 487f. (Midraschim), 488 (Hi 14,19), 490 (Jer 13,23), a.a.O. (Prv 26,27; Qoh 10,9), 491 (Talmud); a.a.O. (Prv 26,27; Qoh 10,8; Sir 27,26; Archikar), 496 (Prv 13,24), 501 (Mt 5,37), 502f. (Gen 19), 505 (Dt 32,35; Röm 12,19), 522 (Apk 10,10).

Für den Zugang zur altägyptischen Geisteswelt, wie sie sich in den Lehren niederschlägt, bildet der Band von Hellmut Brunner – sicher das Standardwerk jeder weiteren Beschäftigung mit dem Gebiet – eine optimale Grundlage.

Thomas Schneider, Basel

Jan Milič Lochman, *Christ and Prometheus? A Quest for Theological Identity*, WCC Publication, Geneva 1988. 105 S.

Sein Suchen nach einer theologischen Identität seit mehr als vier Jahrzehnten beschreibt J. M. Lochman in diesem spannenden und empfehlenswerten Buch. Bestimmt wurde diese «Pilgerreise» durch die Tatsache, dass er 18 Jahre lang in dem von der kommunistischen Ideologie bestimmten Osten als auch gleich lang im Westen Theologie unterrichtete. In diesem Buch legt er Rechenschaft ab über seine Erinnerung und Hoffnung in diesen unterschiedlichen Kontexten, die nur von seinem existentiellen Hintergrund her verstehbar sind. Das «*proprium christianum*» könne, so meint Lochman, heute nur noch eine ökumenische Identität sein, die aber erst entdeckt werden müsse, wobei «die Erinnerung von gestern unsere Hoffnung heute stärken kann» (Vorwort VIII). Der Titel zeigt die Richtung an: Prometheus ist der «Heilige» der Marxisten und nach Christus nennen sich die Christen. Es geht also um den Dialog zwischen Christen und Marxisten, der heute wichtiger als je zuvor ist.

Die Identitätsfrage beleuchtet er unter anthropologischem, theologischem und ökumenischem Aspekt. In den ersten drei Kapiteln (1–40) reflektiert der Verfasser einige existentielle Erfahrungen, die er als theologischer Lehrer in der Tschechoslowakei gemacht hat. Er bekennt sich uneingeschränkt zur der «radikalen Erbschaft seiner tschechoslowakischen Wurzeln» (1–12), zum hussitischen Erbe, das neben der Orthodoxie auch die Orthopraxie betont. Jesus als «König der Armen» (Jan Milič und Hus) hat auch in der ökumenischen Diskussion wieder einen neuen Stellenwert gewonnen.

Aber die dringend notwendige soziale Einmischung der Kirche kann «nur effektiv sein, wenn es aus einem durchdachten und dynamischen Glauben kommt» (12). Die geschichtliche Umstände sorgten dafür, dass die Kirchen in Osteuropa ihre Privilegien verloren und sich in der neuen Situation als Kirchen in einer sozialistischen Gesellschaft zurechtfinden mussten (Kap. 2). Die neu gewonnene innere Freiheit ermöglichte aber auch einen ungezwungeneren Dialog zwischen Christen und Marxisten (Kap. 3). Dabei lernten die Christen, dass der marxistische Heilige Prometheus auch einen Platz im christlichen Kalender haben kann und eine Herausforde-

rung für die christliche Theologie bedeutet (26): Es gibt auch eine «sündhafte Gefangenschaft, die in den gegebenen Strukturen des Denkens, der Moral, der Politik und der Wirtschaft besteht» (31).

Die Schwerpunkte sieht er vor allem in der Gottesfrage und dem Humanismus (Kap. 4). In den pluralistischen Gesellschaft des Westens komme es vor allem auf «die Begeisterung für Wahrheit und Toleranz» (Kap. 5) an, wobei das *Proprium* der Christen, dass es eine Rettung in keinem anderen als Jesus Christus geben könne, unaufgebbar sei, denn «nur in der Spannung zwischen unbedingter Verpflichtung zur gewussten Wahrheit, die bekannt wird und einer mitfühlenden Empfänglichkeit zu und in Solidarität mit denen, die anders denken... können wir glaubhaft Zeugnis für Christus ablegen» (60).

Die «Identität des Wandernden Gottesvolkes» (Kap. 6) charakterisiert die Ökumene, denn wir sind «Wanderer, die beide, Erde und Himmel, lieben» (66). Deshalb ist der Einsatz für die «Menschenrechte» (Kap. 7) einer der Testfälle auf der Suche nach einer theologischen Identität in Ost und West» (81) und eine «Herausforderung für die Kirchen» (ebd.).

Ein weiteres Charakteristikum der christlichen Identität ist die Zukunftsorientierung und Offenheit (Kap. 8), die «Identität in Hoffnung» (95).

Die christliche Hoffnung ist «eine Widerstandsbewegung gegen Fatalismus», denn das letzte Wort der biblischen Apokalypse ist Hoffnung (104) und befreit, auch wenn es nur ein Murmeln ist, «dass der Sieg der Nacht nicht komplett ist».

Lochman ermutigt mit diesem tiefgründigen und dennoch leicht lesbaren Buch alle diejenigen, die im ökumenischen Lernprozess im Dialog mit lebenden Religionen und Ideologien stehen. Man muss dem Verfasser danken für dieses zukunftsweisende Buch, das eine grosse Hilfe für die ökumenische Bewegung ist und einen weiten Leserkreis verdient und sicherlich finden wird.

Karl Rennstich, Basel

Otto Bächli, *Das Alte Testament in der Kirchlichen Dogmatik von Karl Barth*, Neukirchener Verlag Neukirchen-Vluyn 1987. X + 368 S.

Von der «bewegenden Sache», die der junge Barth im Hörsaal H. Gunkels in Berlin im Alten Testament erkannte und die ihn über die Jahrzehnte seines theologischen Schaffens umtrieb, handelt dieses mitreissende Buch des Pfarrers und Alttestamentlers O. Bächli. Dabei ist sein Augenmerk ganz auf die Bewegungen in den weiten Landschaften der Kirchlichen Dogmatik (KD) gerichtet. Doch auch das sog. Parergon wird in die Betrachtung mit einbezogen und die biographischen, kirchengeschichtlichen, forschungsgeschichtlichen Hintergründe werden ausgeleuchtet. Nur ein Zeuge, der (geb. 1920) viele wichtige Ereignisse und Entwicklungen selbst beobachtet und verfolgt hat, konnte ein solches Buch schreiben. Dazu kommen zwei Grundvoraussetzungen, die als gleichrangige Anliegen Bächlis Werk in Spannung halten: Er ist ein Bewunderer des Barthschen Werkes und ein Kenner zumal, der allen Details liebevoll nachzugehen vermag, und er ist ein Wissenschaftler von Format, der sein Metier versteht und den auch die Sorge um die rechte Auslegung des ATs in Geschichte und Gegenwart umtreibt. Daraus ist ein Buch entstanden, das spannend zu lesen ist und eine Fülle gründlich recherchierter Informationen bietet. Das Buch war zum Karl-Barth-Jubiläum 1986 schon fertig. Leider wurde die Drucklegung über Gebühr verzögert. Der Rezensent dankt dem Verfasser seine Mitarbeit in einer Seminar-Veranstaltung im Sommer-Semester 1986. Allen Beteiligten bleibt unvergessen, was und wie O. Bächli damals aus seinem Manuskript vorgetragen hat.

Das Buch legt zunächst dar, wie die riesige Aufgabe bewältigt werden könnte, da kaum Vorarbeiten zur Verfügung sind. Der Verfasser war ganz auf seine eigenen langjährigen For-

schungen angewiesen. Die Fülle der im einzelnen verarbeiteten Literatur spricht für das anhaltende Engagement. Er beklagt zu Recht, dass die Erforschung der Auslegung des ATs seit langem an Defiziten leidet. Das 1. Kap. beschreibt den beginnenden, bald wieder in Fronten erstarrten Dialog Barths mit den Bibelauslegern. Die Väter, Brüder, Söhne, Zeitgenossen kommen zur Sprache, inwieweit sie Barth beeindruckt oder gar beeinflusst haben. Wichtig ist – besonders aus Basler Sicht – das Gespräch mit W. Baumgartner und W. Vischer. Kap. 2 schildert, wie Barth sich der exegetischen Aufgabe selbst unterzieht und nennt die ihn dabei leitenden Gesichtspunkte (Kanon, Geschichte, Dogmatik und Exegese), im zweiten Teil dann unter dem Titel «Thematische Exegese», wie Barth bestimmte «Perikopen» aufnimmt und auslegt, um seinen theologischen Gedankengang zu unterbauen. Hier werden die berühmt gewordenen Auslegungen von I Kön 13 (181ff.), von Jeremia und Hiob (210ff.) besprochen. Interessant ist, dass alle «thematischen Exegesen» gerade die Felder der theologischen Anthropologie füllten («Des Menschen Hochmut», «Des Menschen Trägheit», »Des Menschen Lüge»). Der dritte Teil legt dar, wie Barth bei der Darstellung der Schöpfungslehre (III 1, § 41) «Exegese als theologischen Kommentar» betreibt und sich, auch in seinen Gedankengängen, vom Duktus der biblischen Aussagen leiten lässt und damit der *dicta-probantia*-Methode und ihren Gefahren, auch bei Anwendung im grösseren Masstab, entgeht. Das 3. und letzte Kap. sucht Barths Hermeneutik zu beschreiben. Unter den Paragraphen: Explicatio und Applicatio, Ethik, Predigt, Kirche in der Zeit werden die Linien im systematischen Gefüge verfolgt. Der Schlussteil führt zur «bewegenden Sache» des ATs selbst wieder zurück.

Im ganzen entsteht das Bild eines gewaltigen Ringens um die lehrhafte Erfassung der atl. Texte und ihrer theologischen Impulse. Es wird deutlich, wie souverän Barth Texte zu begreifen vermochte, wie genau er las und wie er die theologischen Impulse erspürte. Es wird auch deutlich, wie souverän er auf alle Mitsprache oder Hilfe – etwa Baumgartners, er konsultiert ihn immer erst *post festum* – und anderer Experten verzichtete. Neben grossartigen Paraphrasen etwa zum Buche Hiob stehen Passagen, die eine vertiefende Textarbeit vermissen lassen. «Barths Umgang mit der Biblia Hebraica, dem Wörterbuch – anscheinend Gesenius-Kautzsch – und der Konkordanz in Verbindung mit der Benutzung wissenschaftlicher Kommentare ermöglichen ihm Entscheidungen in philologischen Fragen nur in bescheidenem Umfang» (147). Zur Sprache kommt auch die Vernachlässigung semantischer Probleme und merkwürdigerweise der historischen Fragen zum Kanon. Bächli stellt heraus, dass sich Barth immer als «Aussenseiter» und «Freischärler» in der atl. Exegese verstanden hat, dabei die Fachkollegen oft nicht ohne Schärfe oder auch mit Schweigen behandelt hat. Mag das in der theologiegeschichtlichen Situation der deutschsprachigen Forschung der 30iger und 40iger Jahre begründet sein, berechtigt war es wohl nur zum Teil. Bächli stellt das alles dar. Mit Liebe zur Wahrheit, ohne alle Härte. Das Kritische wird ausgesprochen ohne jeden verletzenden Ton. Denn immer sucht er zu verstehen. Bächli bewundert Barth, und aus der Bewunderung hat er ein menschlich wie theologisch bewegendes Buch geschrieben.

Klaus Seybold, Basel

Jan Milič Lochman, *Unser Vater*. Auslegung des Unservaters, Gütersloh 1988. 152 S.

Vor einigen Jahren legte der Basler Systematiker eine konzise Auslegung der Zehn Gebote vor (Wegweisung der Freiheit. Abriss der Ethik in der Perspektive des Dekalogs, Gütersloh 1979), der bald darauf eine Interpretation des Credo folgte (Das Glaubensbekenntnis. Grundriss der Dogmatik im Anschluss an das Credo, Gütersloh 1985). Beide Werke wurden seither in verschiedene europäische und asiatische Sprachen übersetzt. Lochmans theologische Weitenorientierung in bewusst ökumenischen Horizonten findet darin eine deutliche Bestätigung. Auf

der damit eingeschlagenen Linie legt er nun eine weitere Deutung eines für die weltweite Christenheit zentralen Textes, des Herrengebets, vor, wodurch sich für ihn die «kleine Trilogie» von «Versuchen» über christliche «Grundtexte» abrundet und schliesst (8).

Eine derartige Textinterpretation lässt sich von der Anlage her nicht referieren oder gar thetisch knapp zusammenfassen. Das eigene Leseerlebnis erschliesst erst den Zugang zur Art, wie Lochman einerseits durchgehend theologisch intensiv und nahe am biblischen Text bleibt, um andererseits immer wieder anders und assoziativ springlebendig zur Erhellung des Verständnisses Bezüge über die Jahrhunderte der Textgeschichte zu knüpfen. Allenfalls lassen sich einige Charakteristika benennen, durch die sich diese Auslegung einerseits in die lange Reihe vergleichbarer Entwürfe in Geschichte und neuerer Gegenwart einreicht, dank derer sie darin aber auch ein unverwechselbares und unzweideutiges Profil gewinnt. Es gehört zur intellektuellen Redlichkeit des Autors, dass er die Texte seiner Vorgänger nicht verschweigt, sondern offen mit Namen und Zitat relativ häufig zu Rate zieht, um daraus besonders geglückte Einfälle, Überlegungen und Gedanken zu übernehmen. An prominentester Stelle steht in dieser Beziehung Karl Barth, von dem her Lochman die innere Achse und Ausrichtung seiner Theologie empfangen hat. Diese Prägung ist im ganzen Duktus und bis in einzelne Gedankenreihen und Sätze hinein leicht erkennbar. Darüber hinaus hat es nicht nur nostalgischen Charakter, wenn der heutige Schweizer Bürger mehrfach und gern Namen seiner geistigen und theologischen Väter in der Tschechoslowakei nennt: Comenius (s. die kleine Schrift des Verf. 1982), Masaryk, Kroměříž, Hromádka und vor allem Souček als persönlicher Lehrer. Während der Sprachstil Lochmans über alle Kapitel und Einzelfragen hinweg sachbezogen und energiegeladen wirkt, lassen diese Passagen sanfte Untertöne einer Liebe zu, die dem Leser vielleicht nicht nachvollziehbar, aber leicht verständlich sind. Im ganzen folgt der Verfasser konsequent und stringent einem Konzept von Theologie, das sich selbst vom evangelischen Verkündigungsauftrag her und darauf hin versteht. Lochmans Buch ist durchgehend Verkündigung auf anspruchsvollem Katheder-Niveau, das durch die Lebendigkeit der Sprache und die oft und bewusst bis in die journalistische Wortwahl aber dennoch weit darüber hinaus lesbar und verstehbar ist. Auch diese fundamentale, hermeneutische Ausrichtung zeigt bei aller Eigenständigkeit die Herkunft von Barth deutlich. Dazu gehört einerseits die strenge Textorientierung, die beharrlich nach der theologischen Mitte und sachlichen Bedeutung fragt, um sich gleichzeitig ebenso nachdrücklich im Rahmen alt- und neutestamentlicher Sprach- und Denktraditionen zu orientieren. Als historisch-kritisch verlässliche Exegeten werden vornehmlich Jeremias und Lohmeyer herangezogen. Dazu gehört aber auch der durchgehend unmittelbare Bezug zur Geschichte des christlichen Glaubens – Luther wird mehrfach als Zeuge genannt – und vor allem eine Situationsnähe, die in die heutige Zeit hineinredet. «Es gibt Stunden und Situationen, in welchen der Ruf zur entschiedenen Umkehr eine unerwartete Aktualität und ungeheure Wirklichkeitsnähe auch und gerade heute noch erhalten kann. Ich schreibe diese Sätze einige Monate nach der Tschernobylkatastrophe und einige Wochen nach der Basler Nacht vom 1. November 1986 mit ihren lebensgefährdenden Konsequenzen. Die Ereignisse haben uns in unserer Stadt gewaltig erschüttert. Und da war nicht zu überhören, dass in den nachhaltigen und spürbar betroffenen Reaktionen auf die Ereignisse immer wieder Rufe nach Umkehr erklingen – manchmal nur emotional und nicht immer genügend artikuliert, doch nur zu gut zu verstehen, zu respektieren und im Grunde sachgerecht...» (54). Dasselbe im Blick auf daraus resultierende Apokalypse-Ängste: «Ich arbeite an der ersten Fassung dieser Auslegung im Februar 1984. Was hat man alles über diese Orwell-Zahl geschrieben! Die <negative Utopie> scheint die Befürchtungen und Ängste der Gegenwart geradezu unheimlich zu treffen. Ich denke an eigene Erfahrungen der letzten Wochen. Hinter mir liegt die Mitarbeit am Universitäts-Forum meiner Universität zum Thema <Angst und Aggression>. Vor mir die Einladung zum Symposium <Irrwege der Angst>. Und am Wochenende, wo ich an meinen Texten arbeite, gab die <Basler Zeitung> eine Wochen-

endbeilage heraus, welche auf vollen acht Zeitungsseiten mit zum Teil drastischem Wort und Bild das Thema der Apokalyptik behandelte . . . Seither hat sich die Krise und die ihr entsprechende Stimmung kaum entschärft, sondern . . . eher vertieft» (138f.). Lochman zeigt sich nicht nur als vielseitiger Interpret des vorgegebenen Textes, sondern gleichzeitig als engagierter Zeitgenosse, der Theologie nicht als *art pour l'art* betreibt, sondern aus der Vollmacht des Wortes etwas bewegen will. So legt er nicht nur einen historischen und bis heute ökumenisch-weltweit gebrauchten Text aus, sondern es geht darin um «unsere Lebensaussichten im Lichte des Evangeliums» (7) und um «Perspektiven des Christseins im Anschluss an das Unservater» (9). Im Zeichen zahlloser Gefährdungen des Lebens zielt der Autor auf «ein neues Wirklichkeitsverhältnis» (56), das die gegenwärtige Situation nüchtern und doch schonungslos im Licht der «Verheisungen» (58) des Evangeliums sehen lehrt und zum «Aufstand» anleitet: «Der Aufstand ist möglich» (58). Selbst unter der Drohung äusserster Gefahr hält Lochman am Glauben an den «Bund Gottes» (75) fest, um dann sprachlich vielleicht paradox, theologisch jedoch sinnvoll von einer «Apokalypse der Hoffnung» (139) zu sprechen.

Das Buch liest sich primär als bewegte und bewegende Ermutigung an (künftige) Pfarrerrinnen und Pfarrer, die sich im Blick auf die Zeitsituation überlegen, woran sie ihre nächste Predigtreihe ausrichten wollen. Lochman bietet in homiletischer Sicht eine Fülle von gedanklichen Vorgaben, die auf der Kanzel relativ leicht umsetzbar sind. Der verlegerische Erfolg seiner ersten beiden Bände der «kleinen Trilogie» verdankt sich wahrscheinlich dieser Predigt Nähe. Darauf hin zielt auch das neue Werk. Theologisch interessierte Laien aber werden auf dieser Linie nicht weniger Anregung und Orientierung erfahren. Für entsprechende Gesprächskreise in Gemeinden aber wären dafür schon etwelche theologische Nachhilfen nötig. Mit einiger kompetenter Assistenz eignet sich das Buch jedoch sehr wohl für einen kleinen Club, der zur theologischen Sache kommen will. Ohne falsche Hemmungen überschreitet Lochman auf der ganzen Linie die Grenzlinien zwischen akademischer Theologie und Gemeindeftheologie. Aus innerer Sachkompetenz und in weiten ökumenischen Erfahrungshorizonten denkend, vermag er für beide neue Lichter aufzustecken.

Alfred Jäger, Bethel/Bielefeld

Fritz Buri, *Verantwortung übernehmen*. Ein Lesebuch, von Günther Hauff. Paul Haupt Bern/Katzmann Verlag Tübingen, 1987. 160 Seiten, Fr. 16.50.

Fritz Buri – zu dessen 80. Geburtstag dieser Reader erschienen ist – ist nicht leicht zu lesen. Sein Stil ist alles andere als süffig; er verlangt ein ständiges, wachsames und konzentriertes Mitdenken. Buris Theologie ist also keine Sache für den eiligen Konsumenten. Das mag manchen potentiellen Leser abschrecken. Umso verdienstvoller nun das Unterfangen von Günther Hauff, der sich an den sperrigen Brocken von Buris Schriften herangewagt und ihn in kleinen – sozusagen mundgerechten – Bissen präsentiert. Hauff konnte dies umso kompetenter tun, als er seit Jahrzehnten einer der intimsten Kenner des Burischen Œuvres ist (so gab er schon 1971 einen Sammelband heraus: Fritz Buri «Zur Theologie der Verantwortung»). Das nun vorliegende Lesebuch eignet sich in hervorragender Weise als erster Einstieg ins Denken Fritz Buris und ist durchaus auch dem interessierten Laien zuzumuten.

Hauptthema ist die «Verantwortung», deren Tragweite Buri längst vor der modernen Verantwortungs-Diskussion bewusst gewesen ist. In drei Etappen führt der Herausgeber durchs Thema. Die erste Etappe ist das «Nachdenken über Verantwortung» und gilt der Ausdifferenzierung dieses Begriffs; die zweite ist dem «Sprechen über Verantwortung» gewidmet, besonders der Relation von Verantwortung und traditioneller Loci der Dogmatik. Die dritte Etappe – «Dialoge über Verantwortung» – führt in die Konkretisierung von Verantwortung, die in weitgespanntem

Gespräch mit Albert Schweitzer, den Basler Kollegen, Hans Küng und Hans Jonas, den amerikanischen und buddhistischen Denkern ihre Gestalt sucht. Es geht also nicht nur ums Theoretisieren über einen Begriff, sondern eben auch – wie der Buchtitel besagt – darum, Verantwortung zu übernehmen.

Doch greifen wir noch einmal das eingangs erwähnte Problem von Buris Stil auf. Was will sein Stil? Eine Frage, die im dogmatischen Bereich wohl nur selten gestellt wird, obwohl der Stil so etwas wie die persönliche Handschrift des Autors ist. Es ist hier nicht der Ort für eine lange Analyse der z.T. schweren und stark befrachteten Satzperioden. Wir können hier nur mit einem Bild antworten, dessen Struktur in einer von Fritz Buri erlebten und im vorliegenden Lesebuch berichteten (140) Anekdote über Masao Abe bereits enthalten ist:

«An einem kürzlich auf Hawaii stattgefundenen Treffen von Buddhisten und Christen fragte ein Japaner, weil er hinter einem für seine Person reichlich hohen Pult stand, bevor er mit seiner Vorlesung begann: «Können Sie mich sehen?» Dabei duckte er sich für einen Augenblick, so dass er völlig hinter dem Pult verschwand, um aber gleich wieder aufzutauchen. Tatsächlich sah man ihn jetzt besser als zuvor. Aber das war nicht nur ein Spass, über den das Publikum lachte, und auch nicht bloss eine technische Sehhilfe. Vielmehr hat uns dieser Buddhist – bewusst oder unbewusst – in dieser kleinen Szene eine Grundstruktur seines Denkens vorgeführt, und – wie ich meine – nicht nur seines buddhistischen Denkens, sondern des Denkens schlechthin, einschliesslich des sogenannten westlichen: Dem Subjekt steht ein Gegenstand im Wege. Es verschwindet in die Ungegenständlichkeit, taucht aus dem Nichts jedoch wieder auf, und jetzt erst erkennen wir, wie es sich mit den Dingen wirklich verhält.»

Bezogen auf Buris Stil könnten wir diese Anekdote wie folgt übersetzen: das reichlich hohe Pult ist der Stil; der kleine Mann Fritz Buri selbst. Er verschwindet hinter seinem Stil ins Ungegenständliche, um wieder aufzutauchen und sich selber und dem Leser Klarheit im Denken zu verschaffen.

Keine Frage: Fritz Buri hat Stil, auch persönlichen.

Werner A. Sommer, Lausanne

Imelda Abbt/Alfred Jäger (Hgr.), *Weltoffenheit des christlichen Glaubens*. Fritz Buri zu ehren. Paul Haupt Bern/Verlag Katzmann Tübingen, 1987. 324 Seiten, 1 Foto, Fr. 38.–

Fritz Buris 80. Geburtstag hat noch ein zweites Buch evoziert: eine Festschrift – Antworten von Schülern und Freunden auf Buris Ruf nach Verantwortung. Der weitgespannte Rahmen der Beiträge (mit theologischen, philosophischen, ethischen, wissenschaftstheoretischen, anthropologischen, journalistischen und tiefenpsychologischen Ansätzen) spiegelt schön die Weite des Horizontes von Fritz Buris eigenem Denken wieder.

Der Band öffnet sich mit einem gemalten Porträt Buris aus der Hand seines Sohnes Samuel (meines Wissens eines der wenigen echten Porträts aus seiner Werkstatt). Es folgt eine gescheite Laudatio des Jubilars durch die beiden Herausgeber, die auch für eine vollständige Bibliographie der Schriften Buris im Anhang besorgt waren.

Die Festschrift gliedert sich in vier Abschnitte, in denen unter dem Stichwort der «theologischen Weltoffenheit» die einzelnen Beiträge gruppiert sind. Im ersten Abschnitt geht es um das «Verstehen», das theologische Denken im engeren Sinne (mit Beiträgen u. a. von Heinrich Ott, Charley d. Hardwick und Harold H. Oliver). Der zweite Teil – «Denken» – ist philosophischen und anthropologischen Aspekten gewidmet, wo u. a. Jeanne Hersch ihre Gedanken zur oekumenischen Frage darlegt. Der dritte Abschnitt «Glauben» exemplifiziert die theologische Weltoffenheit im interreligiösen Dialog (u. a. John B. Cobb, Jan van Bragt, Ock Hee Shin, Rudolf Brändle). Der vierte schliesslich, «Handeln», zeigt, dass sich die theologische Weltoffenheit auch in der Praxis bewährt, ja bewähren muss (u. a. mit Arbeiten von Jan M. Lochman, Charles S. Miligan,

Walter Neidhart). 21 Autoren insgesamt und ein philosophisch-theologischer Gesprächskreis um Fritz Buri zeichnen für die Artikel, zu denen die Herausgeber kurze Überleitungstexte geschrieben haben.

In ihrer Vielseitigkeit widerspiegelt die Festschrift die vielfältigen Anregungen, die von Fritz Buri ausgegangen sind; Anregungen, die weder vor nationalen, noch religiösen, noch wissenschaftlichen Grenzen Halt gemacht haben. Weltoffene, grenzenlose aber nicht masslose Theologie, denn sie wird bestimmt von Verantwortung.

Werner A. Sommer, Lausanne

Edmund Arens, *Kommunikative Handlungen*. Die paradigmatische Bedeutung der Gleichnisse Jesu für eine Handlungstheorie. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1982. 424 S.

Unter dem Stichwort Gleichnisse als Metaphern stellt der Verfasser den gegenwärtigen Stand der Gleichnisforschung dar und berichtet dann über die bisherigen Wege der Gleichnisauslegung, beginnend mit den historisch orientierten Gleichnistheorien (A. Jülicher, Ch. H. Dodd, J. Jeremias, E. Linnemann) über die existentialen Interpretationsweisen (E. Fuchs, E. Jüngel, G. Eichholz) zu den linguistisch-literaturwissenschaftlichen Theorien (u. a. D. o. Via, E. Güttgemanns). Er referiert ausführlich über die semiotische Theorieentwicklung von Peirce zu Morris und geht eingehend auf K.-O. Apels Transzendentalpragmatik als Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit sprachlicher Kommunikation und auf die Universalpragmatik von J. Habermas ein.

Seine eigene pragmatische Gleichnistheorie ist der Versuch, Elemente und Anliegen aller bisherigen Gleichnistheorien zu integrieren. Als fiktional-metaphorische Texte sind sie innovatorische Sprachhandlungen. Sie durchbrechen das an der Gesetzesfrömmigkeit orientierte Weltverständnis der pharisäischen Gesprächspartner Jesu und eröffnen ihnen die Möglichkeit, Gott und sein Kommen anders zu verstehen. Sie sind selbst ein Element einer neuen Kommunikationsweise und repräsentieren dadurch das kommende Gottesreich. Arens distanziert sich mit diesem Gleichnisverständnis von einer enthistorisierenden und poetologischen Auslegungsmethode, wie sie heute von strukturalistischer und texttheoretischer Seite empfohlen wird.

Die Gleichnisse Jesu wurden durch sein Verhalten ausgelegt, und dieses wurde seinerseits durch die Gleichnisse interpretiert. Durch den Tod Jesu und den Glauben an seine Auferweckung hat sich darum für uns die Möglichkeit, Gleichnisse angemessen zu verstehen, verändert. Aus dem Gleichniserzähler, der die Nähe vom Gottesreich mit diesen Texten angekündigt hat, wurde der zum Messias Gottes eingesetzte, der selber das lebendige Gleichnis Gottes ist.

Walter Neidhart Basel

Alfred Jäger, *Diakonie als christliches Unternehmen*. Theologische Wirtschaftsethik im Kontext diakonischer Unternehmenspolitik. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1986. 365 S.

Viele Werke der Diakonie haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. In ihrer Organisationsform gleichen sie einem Unternehmen. Sie sind zwar nicht wie dieses auf Profitmaximierung aus, aber sie müssen doch ökonomische Aspekte stark berücksichtigen. Sie haben in diesem Zeitraum auch Mitarbeiter angestellt, die nicht mehr im Sinn der Gründerväter christlich- pietistisch, sondern humanitär, oft sogar atheistisch-humanitär für ihren Dienst motiviert sind. Das traditionelle Selbstverständnis dieser Werke ist dadurch revisionsbedürftig. Eine Neubesinnung auf die Unternehmenspolitik ist nötig geworden, bei der wirtschaftliche Faktoren, heutige Erkenntnisse über einen funktionierenden Führungsstil und humanwissenschaftliche Einsichten über Therapie und Sozialhilfe ebenso ernst genommen werden wie die theologischen Gesichts-

punkte, welche die diakonischen Aufgaben begründen und ihr Ziele setzen. Diesen ganzen Problemkomplex nimmt Jäger in seinem Buch in Angriff, zeigt Lösungen auf und öffnet Wege, auf denen Leitungsgremien von diakonischen Institutionen die für ihr Werk angemessene Unternehmenspolitik finden werden. Als Systematiker der Kirchlichen Hochschule Bethel steht er in ständigem Gespräch mit Verantwortungsträgern der Diakonie und kennt ihre Alltagsprobleme. Er verfügt zudem über ein fundiertes Wissen über Wirtschaftsethik, Betriebswissenschaft, Geschichte der Diakonie und über die aktuelle diakonie-wissenschaftliche Diskussion. Sein Buch wird den Leitungsgremien helfen, wenn sie, vielleicht in Klausurtagungen, eine zeitgemäße Management-Philosophie (resp.-Theologie) erarbeiten. Es ist auch bedeutsam als Arbeit der Praktischen Theologie, in der (mindestens auf Fakultäts-Ebene) die Diakonie-Wissenschaft nicht die ihr gebührende Rolle spielt. Wie die andern Fächer der Praktischen Theologie in den letzten Jahrzehnten durch die Auseinandersetzung mit den ihnen benachbarten Humanwissenschaften (Rhetorik, Pädagogik, Psychotherapie, Soziologie, Kommunikationswissenschaft) neue Einsichten gewonnen haben und praktikabler geworden sind, so hat Jäger für die Diakoniewissenschaft den fruchtbaren Dialog mit der Wirtschaftswissenschaft eröffnet.

Mit seinen geschichtlichen Rückblicken ermöglicht der Verfasser, die gegenwärtige Situation einer diakonischen Institution differenziert zu analysieren. Das gilt u. a. für seinen Versuch, die Entwicklung der Leitungsstrukturen diakonischer Werke mit vier Idealtypen zu umschreiben. Beim patrimonialen Grundmodell lag die ganze Führungskompetenz, auch bei oekonomischen Fragen, in der Hand des charismatischen Gründers. Diese autoritative Führungsform wurde in der zweiten Generation durch ein symmetrisches Modell abgelöst, bei welchem neben dem theologischen Hausvater ein oekonomischer Beauftragter eingesetzt war und ein oberstes Leitungsgremium die Kontrolle ausübte. Dieses Modell wurde in der Nachkriegszeit durch das Funktionsmodell abgelöst, bei welchem die oekonomische Führung gegenüber der theologischen Leitung autonom wurde (teilweise durch die Zwei-Reiche-Lehre legitimiert). In jüngster Zeit wird da und dort das diakonische Management erprobt, bei welchem Oekonomie als integrale Unternehmenspolitik gilt. Jäger tritt für dieses letzte Modell ein, freilich verbessert durch eine dialogfähige Theologie und Ethik, deren Belange allen Mitgliedern der Leitung wichtig sind.

Mit einer ähnlichen Typologie beschreibt Jäger die verschiedenen Führungsformen diakonischer Häuser: das Familien-Modell, bei welchem der Hausvater alle Führungsverantwortung ausübte und mit den betreuenden Brüdern und Schwestern wie mit seinen erwachsenen Söhnen, mit den Betreuten wie mit Kindern umging; dann das Pflegedienstmodell, das durch eine funktionale Hierarchie gekennzeichnet ist. Nicht der Heimleiter, sondern der Pflegedienstleiter und die zuständigen Mitglieder einer Dienstgruppe haben direkten Kontakt mit den Betreuten. In den Gruppen werden die Betreuten als Fälle besprochen, und der dabei beratende Psychologe «repräsentiert die unbewältigten personalen Defizite, die dieses Modell hinterlässt». Jäger plädiert für ein drittes Modell: das personal-therapeutische Gruppenmodell, bei dem in der Therapiegruppe partnerschaftliche Beziehungen zu den Betreuten aufgebaut und die Teilautonomie des Hauses ausgeübt werden kann.

Eine weitere Thematik der Unternehmenspolitik behandelt Jäger, indem er ausführlich eine Liste von Kriterien für das Profil von diakonischen Mitarbeitern diskutiert. Er setzt sich energisch dafür ein, dass auch säkularistisch motivierte Mitarbeiter akzeptiert werden, sofern sie «in ihrer Praxis zeigen, dass sie dialogisch offen für die personale und fachliche Grundachse der Handlungssituation und damit auf ihre Weise für die Grundachse des Unternehmens sind». «Ein diakonischer Arzt sollte bei der Anstellung nicht primär, wie häufig der Fall, diskret auf seine kirchliche Bindung oder christliche Grundhaltung, sondern vorwiegend und ausgiebig auf sein Wissenschaftsverständnis hin befragt werden.» «Orthopraxis des Mitarbeiters geht vor Orthodoxie.»

Einen breiten Raum nehmen in diesem Buch die grundsätzlichen Fragen über Sinn und Ziel von diakonischen Werken ein. Jäger setzt sich eingehend mit der individualistischen Auffassung von G. Harbsmeier auseinander, für den christliche Liebe nicht institutionalisierbar ist. Er vertritt differenziert die Gegenthese: «Liebe als freies Ereignis und eschatologisches Geschick ist (zwar) nicht institutionalisierbar, schon gar nicht in Form eines modernen Unternehmens nach neuesten Methoden des social-managements. Kein menschliches Tun vermag Gottes Gegenwart zu sichern und zu garantieren . . .» Aber die diakonische Institution hat den Sinn, Liebe zu ermöglichen . . .» in der Gesellschaft einen Raum zu schaffen, innerhalb dessen sich real erfahrbare Liebe als Selbstzweck ereignen und verwirklichen kann.»

Unverzichtbar für die Motivation des diakonischen Handelns ist die Erinnerung an die Person, das Verhalten und das Geschick Jesu von Nazaret. Doch Jäger distanziert sich vom Versuch neuerer diakonischer Theologie, eine diakonische Sonderchristologie zu entwickeln (*Christos Diakonos*). Auch in der Kontroverse über die Begründung der Diakonie durch eine «Christologie von oben» oder eine «Christologie von unten» tritt er für ein Sowohl-als-auch ein. «Zwischen den beiden Typen muss hier nicht entschieden werden . . . Jesu heilende Solidarität mit Armen, Schwachen, Rechtlosen, Ausgestossenen, Leidenden, mit Zöllnern, Sündern, Frauen und Kindern hat diakonischen Modellcharakter.» Ebenso gilt: «Der Gekreuzigte ist Repräsentant und Repräsentator Gottes als Liebe, die den Tod um des neuen Lebens willen nicht scheut.»

Aus der Begründung der Diakonie im Christus-Glauben und in der Reich-Gottes-Hoffnung ergeben sich für Jäger dann Kriterien zur Bestimmung des optimalen Verhältnisses diakonischer Institutionen zu den verfassten Kirchen, zur Kirche des Glaubens und zum Sozialstaat.

Das Buch schliesst mit einer theologisch orientierten Unternehmensverfassung. Auf drei Druckseiten werden in knappen Sätzen der Zweck der Institution, ihr Traditions- und Zukunftsbezug definiert, und es werden Leitsätze für das Handeln aufgestellt. Dieser Text kann einer Unternehmensleitung helfen, ein für den eigenen Betrieb gültiges Grundsatzpapier zu erarbeiten.

Walter Neidhart, Basel

Joachim Scharfenberg, *Einführung in die Pastoralpsychologie*. (UTB) Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1985. 244 S., DM 27.80

Der Pastoralpsychologe ist für Scharfenberg ein Seelsorger, der nach einer bestimmten psychologischen Methode ausgebildet ist und mit ihr arbeitet. Die Psychologie, um die es sich hier handelt, beschreibt er als Weiterentwicklung der Freud'schen Psychoanalyse durch Theorien von Kohut, Erikson, Pfister und Lorenzer. Es ist eine hermeneutische, dynamische, psycho-historische und auf Konflikte focussierte Psychologie. Die Konflikte, unter denen der Klient leidet, werden auf die Grundambivalenzen Regression-Progression, Partizipation-Autonomie, Anpassung-Phantasie zurückgeführt und aus frühkindlichen Erfahrungen erklärt. Bearbeitet werden sie im pastoralpsychologischen Gespräch mit Hilfe von Symbolen: mit biblischen Geschichten, religiösen Vorstellungen, wie sie im Kirchenjahr und im Gottesdienst dargestellt werden, und mit christlichen Glaubensaussagen. Von der Psychoanalyse unterscheidet sich das Gespräch mit dem Pastoralpsychologen dadurch, dass dieser als religiöse Figur erkennbar ist. Die Übertragungen werden vielfach religiös verbalisiert. Aber das schliesst nicht aus, dass der Pastoralpsychologe auch nicht-religiöse Deutungen (z. B. solche aus dem oedipalen und dem narzisstischen Bereich) anbietet.

Im abschliessenden Kapitel beschreibt Scharfenberg die Ausbildung des Pastoralpsychologen und deren theologische und anthropologische Voraussetzungen. Wichtige Ausbildungsformen sind psychoanalytische Selbsterfahrungsgruppen, Meditation, Bibliodrama, Predigtbesprechung mit Einübung von Introspektion, Supervision in religiösem Bezugsrahmen und Balint-Gruppen.

Das Buch ist mit vielen narrativen Elementen durchsetzt und in lockerem Gesprächston geschrieben. Der Verfasser ergänzt hier und führt weiter, was er anderswo, z. B. in «Seelsorge als Gespräch» geschrieben hat (z. B. hinsichtlich der Strukturierung des Gesprächs). Dass er in diesem Buch den Terminus Pastoralpsychologie dem des Seelsorgers vorzieht, ist wohl Ausdruck dafür, dass er den einmal eingeschlagenen Weg konsequent weitergegangen ist. Er ergänzt die in der Psychoanalyse gebräuchlichen Deutungen aus der griechischen Mythologie, indem er ihnen die Symbole aus der biblischen und der christlichen Tradition hinzufügt.

Walter Neidhart, Basel

Hans-Günter Heimbrock, *Pädagogische Diakonie*. Beiträge zu einem vergessenen Grenzfall, Neunkirchener Verlag, Neunkirchen-Vluyn, 1986. 125 S., DM 22.–

Im letzten Jahrzehnt haben neue Fragestellungen innerhalb der Diakoniewissenschaft zu neuen Einsichten geführt, aber bisher noch kaum bearbeitet wurden die Probleme bezüglich geistig oder körperlich behinderter Kinder und Jugendlicher. Sie sind interdisziplinär zwischen Theologie und Pädagogik zu verhandeln. Heimbrock greift sie mutig und mit fundiertem Wissen an. In einem ersten Aufsatz setzt er sich kritisch mit dem Programm der Sonderpädagogik auseinander, die sich ihrerseits von einer verkirchlichten Heilpädagogik abgegrenzt hat. Die modernen Bemühungen um die Rehabilitation der Behinderten fordern den Theologen zu einem weiteren Beitrag heraus, in welchem er ihre Berechtigung wie auch ihre Problematik im Blick auf das in ihnen wirksame Leistungsdenken aufdeckt. Die Theologie, so Heimbrock, muss sich freilich ihrerseits vom Leistungsdenken lösen, das der Erlösungslehre mit ihrem Satisfaktionsprinzip anhaftet. – An J. D. Falks Rettungshaus-Pädagogik erläutert Heimbrock das enge Zusammengehen von konservativen, protestantischen und preussischen Traditionen in diesem diakonischen Unternehmen des 19. Jhs. – Dem christlichen Helferideal, das dem Behinderten Nähe vortäuscht mit der Versicherung «wir sind alle behindert», setzt Heimbrock das Prinzip entgegen, den Behinderten in seiner Andersartigkeit gelten zu lassen und beruft sich dabei auf die positive Bedeutung des Fremden und der Fremdheit Gottes in der Bibel. In einem weiteren Aufsatz überlegt der Verfasser, wie biblische Texte über Blinde, Lahme und Taube in wörtlichem Sinn und als Metapher zu verstehen sind, und warnt davor, die reale Behinderung durch die symbolische Bedeutung zu relativieren («Sehende können viel blinder sein als Blinde» – ein zu billiger Trost für Blinde).

Für den Religionsunterricht mit Behinderten hält Heimbrock vor allem für wichtig, die Erfahrungsdimension zu berücksichtigen. Er soll zum Ort des Gesprächs über persönliche und existentielle Nöte der Schüler werden. «Die Menschlichkeit eines menschlichen Ich besteht darin, das Ich eines andern für mich dasein zu lassen.» Heimbrock will diesen christologisch gemeinten Satz von E. Jüngel auch als Begründung für eine humane emanzipatorische Selbstorganisation von Behinderten und als deren heilsame Begrenzung verstehen.

Walter Neidhart, Basel

Klaus Gossmann (Hg.), *Glaube im Dialog*. 30 Jahre religionspädagogische Reform. Hans Bernhard Kaufmann zum 60. Geburtstag. Mit einem Geleitwort von Karl Ernst Nipkow. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1987. 308 S.

Die deutschsprachige Religionspädagogik hat in den letzten drei Jahrzehnten bedeutsame Wandlungen erfahren, an denen der durch dieses Buch Geehrte mit seinen Beiträgen keinen geringen Anteil hat. Der Band enthält verschiedene Aufsätze über die evangelische Bildungspolitik und ihr Verhältnis zur staatlichen Schulreformpolitik, K. E. Nipkow setzt sich mit der generali-

sierenden Kritik der heutigen Religionspädagogik durch G. Sauter auseinander und stellt ihr sein Konvergenzmodell gegenüber. B. Biehl beschreibt den Weg von der Säkularisierungstheorie von F. Gogarten und ihrer Rezeption in der Religionspädagogik bis zur heutigen Symboltheorie, für die er als Kriterium die Verhältnisbestimmung von Religion und Evangelium bei G. Ebeling einsetzt.

K. Wegenast erörtert anhand eines Aufsatzes von Kaufmann über Didaktik und Homiletik Kooperationsformen zwischen den verschiedenen Disziplinen der Praktischen Theologie und den Humanwissenschaften. W. Flemmig berichtet über die Neugestaltung des Konfirmandenunterrichts in Berlin-West. H. Gloy behandelt das beunruhigend aktuelle Thema, was nach Tschernobyl für die Erziehung und die religiöse Erziehung anders geworden ist. U. Becker stellt informativ die Geschichte des Begriffs «oekumenisches Lernen» seit Evanston dar. E. Schwerin gibt Einblick in die kirchliche Arbeit mit Kindern und Konfirmanden in der DDR. Einige Aufsätze referieren über religionspädagogische Projektentwicklung und Gemeindepädagogik. Die Bibliographie von H. B. Kaufmann schliesst den reichhaltigen Band.

Walter Neidhart, Basel